

Bauwelt

27.07

THEMA

Mehrwert Raum

Vier Projekte von Lacaton &
Vassal ▶ Seite 16

BETRIFFT

Prouvés letzte Fahrt
Die Maison Tropicale wird zum
Spekulationsobjekt
▶ Seite 8

13. Juli 2007, 98. Jahrgang



Pierre de Ronsard



Domaine de Courson



Clair Matin



Mon Jardin Ma Maison



Eric Tabarly



Eric



de Ronsard



Sorbet Fruité



César



Lolita Lempicka



Eric Tabarly



Manou Meilland



Eric



Fruité



Lolita Lempicka



Lolita Lempicka



César



Domaine de Courson



Eric Tabarly



Pierre



Dee Dee Bridgewater



Eric Tabarly



Domaine de Courson



Eric Tabarly



Eric Tabarly



Eric



de Ronsard



Manou Meilland



Eric Tabarly



Eric Tabarly



Palais Royal



Clair Matin



Manou Meilland



Eric Tabarly



Clair Matin



César



Eric Tabarly



Domaine de Courson



Eric Tabarly



Pierre de Ronsard



Clair Matin



Palais Royal



Eric Tabarly



Eric Tabarly



Clair Matin



Eric Tabarly



Manou Meilland



Manou Meilland



Mon Jardin Ma Maison



Lolita Lempicka



Clair Matin



Pierre de Ronsard



Eric Tabarly



Eric Tabarly



César



César



Clair Matin



Lolita Lempicka



César

Die Pariser Architekten Anne Lacaton und Jean Philippe Vassal entwerfen sparsame Häuser ohne Kompromisse, in denen es Raum im Überfluss gibt. Das provoziert die herkömmlichen Programme und stellt die Gewohnheiten der Nutzer auf den Prüfstand.

Streit für den einfachen Luxus

Bauten und Entwürfe von Lacaton & Vassal

Kritik: Kaye Geipel

Am Schluss konnte niemand mehr den Pfusch bei der documenta-Halle in Kassel übersehen, von deren Planung sich die Architekten Anne Lacaton und Jean Philippe Vassal im Streit mit dem künstlerischen Leiter Roger Buerger zurückgezogen hatten: Um die vor die Halle gestellten Lüfterboxen zu kaschieren, gegen die sich Lacaton & Vassal vehement gewehrt hatten (Heft 22), hat sie der bauausführende Architekt vor der Eröffnung noch rasch mit Goldfolie überziehen lassen.

Bei diesem Streit ging es aber im Kern nicht um die Gestalt, sondern um die Überschreitung gewohnter Vorstellungen. Die Architekten als Autoren der Form, darüber hat es keinen Dissens gegeben, wohl aber gegen deren Einfluss auf die innere Funktion. Die Architekten suchen seit 15 Jahren nach einer Praxis von Transparenz und Offenheit, bei der die Nutzung im Mittelpunkt steht. Transparenz ist für Lacaton & Vassal keine Frage der Durchsichtigkeit, und sie hat nur wenig zu tun mit der Verwendung von Glas oder High-Tech-Materialien. Stattdessen manifestiert sie sich als Entwurfsauffassung, in der die „Dinge der Architektur“ möglichst leicht und für die Benutzer „einfach verrückbar“ sind. Und sie steht im metaphorischen wie im realen Sinn für die Idee, möglichst viel Luft zwischen Außen und Innen zirkulieren zu lassen.

An ihrem bisher wichtigsten Bau, der Kunsthalle im Palais de Tokyo in Paris, wird dies deutlich. (Heft 7.2003). Das Palais,

das im Inneren als Rohbau belassen wurde und das heute von Künstlern im schnellen Wechsel transformiert wird, funktioniert seit fünf Jahren als Stachel in einer verkrusteten Pariser Ausstellungslandschaft. Es ist heute das einzige Kunstmuseum in Paris, das wirklich schwellenlos funktioniert. Aber in der Kunstszene, die neue Erregungen einfordert, gibt es auch viele Kritiker, die ihm seine Ruinenromantik vorwerfen.

In diesem Heft zeigen vier neue Projekte, wie Anne Lacaton und Jean Philippe Vassal ihre nutzungsfixierten Entwurfskonzepte durchsetzen. Die Rede ist dabei vor allem von einem Tauschprinzip, das im Gegenzug für einfachste Ausführung „mehr Platz einräumt für dasselbe Geld“. Das ist kein neues Prinzip. In Frankreich wurde es vor 20 Jahren von Jean Nouvel beim Nemausus-Wohnbau in Nîmes umgesetzt. Neu ist aber die Hartnäckigkeit, mit der die Architekten daraus ein Spiel mit den Konventionen des Programms ableiten, indem sie das Platzangebot in jeweils neue Richtungen dehnen und die Raumqualität hinterfragen. So ist etwa die Messehalle in Villepinte am Nordrand von Paris vermutlich der einzige neue Messebau, der das Prinzip einer geschlossenen Kiste ad acta legt und eine riesige Halle über drei Seiten natürlich belichtet und belüftet.

Das Universitätszentrum in Bordeaux, das Ferienhaus im bretonischen Tréfléz, die Sanierung des Wohnturms von Raymond Lopez und die neue Architekturfakultät von Nantes set-

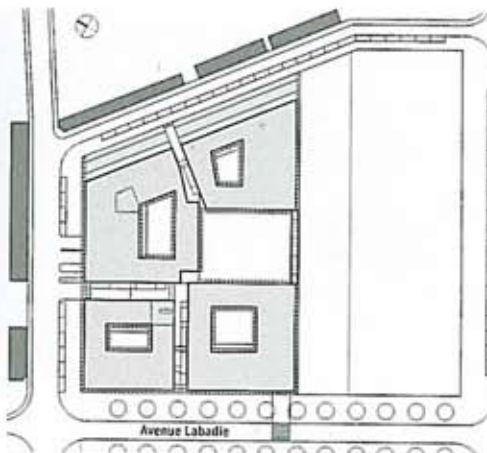


zen eine vergleichsweise banale Alltagsarchitektur um, die aber das Versprechen eines anderen Raums beinhaltet. In Frankreich spricht man von „architecture zero“, also von „Null-Architektur“, um den Verzicht auf medienwirksame Ingredienzen hervorzuheben. In Wirklichkeit – dies zeigen auch die Rosen in Bordeaux – geht es um einen ästhetischen Aufforderungscharakter, um eine Komplizenschaft mit dem Nutzer, doch anders mit einem Gebäude umgehen. Wo dies gelingt, werden die Visualisierungen, mit denen Lacaton & Vassal Möglichkeiten für die künftigen Nutzer durchspielen, von der Wirklichkeit überholt. Bollige Knautschledersofas, alte Kommoden und sperrige Pflanzkübel, die herkömmliche Wohnungen aus den Nähten platzen lassen, verbreiten in den Wohnbauten von Lacaton & Vassal plötzlich eine selbstbestimmte Großzügigkeit. Bei vielen Projekten gelingt es den Architekten, diesen von ihnen selbst so genannten einfachen Luxus anzustoßen. Der Fetischcharakter der Marketing-Atmosphären, der heute mehr und mehr in den Vordergrund rückt, wird dabei unterlaufen. Die Überzeugungskraft der Entwürfe von Lacaton & Vassal besteht darin, dass sie die Fragen des Raums, vom Platz vor der eigenen Haustür bis zur späteren Möblierung, zurückführt auf die elementaren Bestandteile: kein Arrangement im Zeichen vorformulierter Bilder, sondern Aufforderung zur eigenen Disposition.

Oben: leere Messehalle in Villepinte, Paris, rechts: Blick aus der documenta-Halle in Kassel

Foto oben: Philippe Ruault, Nantes; rechts: Kaye Geipel





Standard und Ausnahme

Universitätszentrum „Montesquieu“ in Bordeaux: Lacaton & Vassal

Kritik: Ilka und Andreas Ruby Fotos: Philippe Ruault

Das Universitätszentrum ist Teil eines Entwicklungsgebiets am rechten Ufer der Garonne. Der Neubau wurde auf drei Seiten an die Kanten des Grundstücks gesetzt. Die vier „Türme“ der Obergeschosse beherbergen vier unterschiedliche Fachrichtungen.

Lageplan im Maßstab 1:2500

Es sind nur ein paar Haltestellen mit der schicken goldbeige-farbenen Straßenbahn bis zum „Pôle Universitaire de Sciences de Gestion“, dem neuen Universitätszentrum für Verwaltungswissenschaften, kurz PUG, doch fühlt man sich bereits wie außerhalb der Stadt, wenn man das Ensemble erreicht hat. Das dicht gepackte Häusermeer der Altstadt verwandelt sich auf der rechten Seite des Flusses schlagartig in eine lockere Struktur aus zweigeschossigen Wohnquartieren, Lagerhäusern, industriellen Nutzungen – und vor allem einer Reihe von großmaßstäblichen Brachen.

Doch das wird sich bald ändern. Die Stadt Bordeaux hat die zentrumsnahe Vorstadt zum Stadterweiterungsgebiet erklärt und einen Entwicklungsplan beschlossen, der bereits erste bauliche Resultate zeigt: neue Straßen, ein paar neue Wohnquartiere am Fluss und einen botanischen Garten. Der Uni-Komplex von Lacaton & Vassal gibt dieser urbanen Erneuerung den bislang sichtbarsten Ausdruck. Direkt hinter einem aufgelassenen Güterbahnhof gelegen, ist er bereits von weitem zu erkennen. Mit seiner kompakten Erscheinung, die das Grundstück vollständig besetzt, wirkt er im Moment noch wie ein Fremdling. Er besteht aus vier einzelnen Gebäuden, die mit ihren unterschiedlichen Grundrissformen eher als das Ergebnis einer gewachsenen urbanen Struktur denn als eine reine Neuplanung auf der Brache erscheinen. Die Gebäude sind um

einen zentralen und an einer Seite offenen Innenhof angeordnet und durch drei schmale „Gassen“ getrennt, die das Ensemble weniger als architektonisches Objekt wirken lassen, eher wie ein Stück Stadt.

Vier Fachbereiche, ein gemeinsamer Sockel

Diese urbane Synthese ist die raison d'être des Gebäudekomplexes, der vier universitäre Fachbereiche der Verwaltungswissenschaften, die vorher an verschiedenen Standorten in Bordeaux verteilt waren, vereint. Die zwei unteren Geschosse werden von allen Fachbereichen gemeinsam genutzt. Hier befinden sich Vorlesungsräume, Bibliothek, Mensa. Die oberen Geschosse beherbergen Seminarräume und Büros. Diese funktionale Zweiteilung wird auch gestalterisch artikuliert. Die gemeinschaftlichen Bereiche sind durch eine Textur aus Aluminiumwellblech hervorgehoben, ein Material, das die Architekten schon bei ihrem Ferienhaus in Lège, Cap-Ferret, an der unweit entfernten Atlantikküste eingesetzt haben, um das vom Meer reflektierte Sonnenlicht an der Unterseite des aufgeständerten Pavillons noch einmal aufscheinen zu lassen. In Bordeaux kosten sie diesen Effekt mit einem für sie überraschenden Material- und Raumhedonismus aus, der durch den Maßstab der Gebäude noch verstärkt wird. Die vollflächige Verkleidung der Außenwände mit Aluminiumwellblech lässt



Architekten
Lacaton & Vassal, Paris

Mitarbeiter
Emmanuelle Delage; Benjamin Dubreu;
David Pradel, Florian de Pous, David Duchein,
Guillaume Baron, Yuka Urabe
(Entwurfsphase)

Ingenieure
Setec Batiment, Paris;
Secotrap, Bordeaux;
Lionel Duberard (Kosten-
planung)

Landschaftsplanung
Cyrille Martin

die extrem schmalen, aber fünf Stockwerke hohen „Gassen“ zwischen ihnen optisch größer erscheinen. Die mattsilberne Aluminiumhaut spielt mit dem Licht Pingpong und verleiht den Zwischenräumen eine abstrakte Qualität, die einen starken Gegenpol zu der konkreten Dinglichkeit der hofseitigen Glasfassaden aufbaut. Die Verkleidung der Decken der zum Atrium offenen Erschließungskorridore des Erdgeschosses und 1. Obergeschosses mit Aluminiumwellblech holt hingegen das Licht in die Tiefe des Raumes und sorgt für verblüffende Moiréeffekte. Mit dieser sinnlichen Aufwertung heben Lacaton & Vassal genau jene Räume heraus, die sie dem Programm aus eigener Initiative hinzugefügt haben, weil ihnen die geplanten Erschließungsräume für ein Universitätszentrum mit 3000 Studenten zu klein vorkamen. Damit erzielten sie ein Mehr an Bruttogeschossfläche von knapp 5000 Quadratmetern.

Außerdem haben sie auch Gemeinschaftsbereiche wie Cafeteria und Mensa größer dimensioniert, indem sie dem veranschlagten Raumbedarf dieser Funktionen bereits jetzt Flächenkontingente zugeschlagen haben, die eigentlich erst für eine spätere Erweiterung der universitären Einrichtung vorgesehen waren. Das macht ein Plus von circa 3000 Quadratmetern Nettotonutzfläche aus. Diese Raumerweiterung haben die Architekten wie immer in ihren Projekten innerhalb des existierenden Budgets realisiert. Möglich wurde diese wundersame Raumvermehrung durch radikale Kosteneinsparungen in Bauweise und Materialauswahl, die teilweise nicht spurlos an dem Ensemble vorübergegangen sind. Besonders die Seminarräume, Büros und Erschließungsbereiche in den oberen Geschossen sind stellenweise etwas „trocken“ geraten und fallen gegenüber dem swingenden Alu-Barock der Gemeinschaftsbereiche spürbar ab.



Vertikaler Garten

Die hier und da anzutreffende Spröde nehmen die Architekten in Kauf, weil sie andere Prioritäten setzen. Wichtiger als elegante Materialeffekte ist ihnen, dass alle Räume optisch und klimatisch mit dem Außenraum verbunden sind. Auch wenn man es bei einem Baukostenpreis von 1000 EUR pro Quadratmeter kaum glauben kann – alle Räume haben eine raumhoch verglaste Fassade (drei Meter) und werden natürlich belüftet über Glasschiebetüren, durch die man auf die vorgehängten durchlaufenden Gitterrostbalkone gelangt. Darauf stehen in regelmäßigen Abständen brüstungshohe Blumentröge, 600 im ganzen Gebäude, in denen 20 verschiedene Rosensorten wachsen, deren Blütezeiten zeitlich so gestaffelt sind, dass das Gebäude von April bis November „blüht“. Die Rosensträucher werden sich mit der Zeit über die Geschosse hinweg zu vertikalen Bändern verbinden. Sie sollen die Archi-



Die sichtbar belassene Tragstruktur besteht aus Betonfertigteilen. Der große Innenhof (Foto links) ist nach Südwesten orientiert. Die Gemeinschaftsbereiche sind mit Aluminiumblech verkleidet.





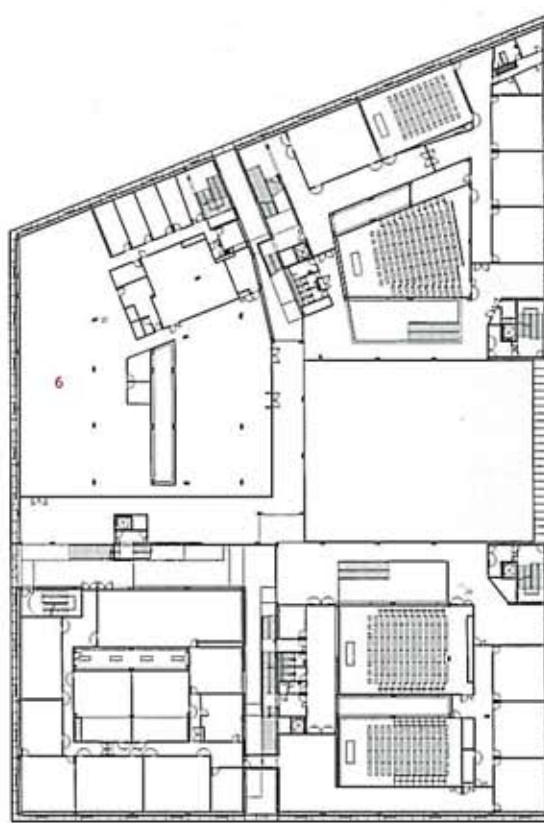
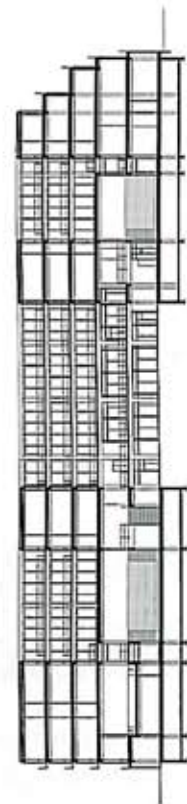
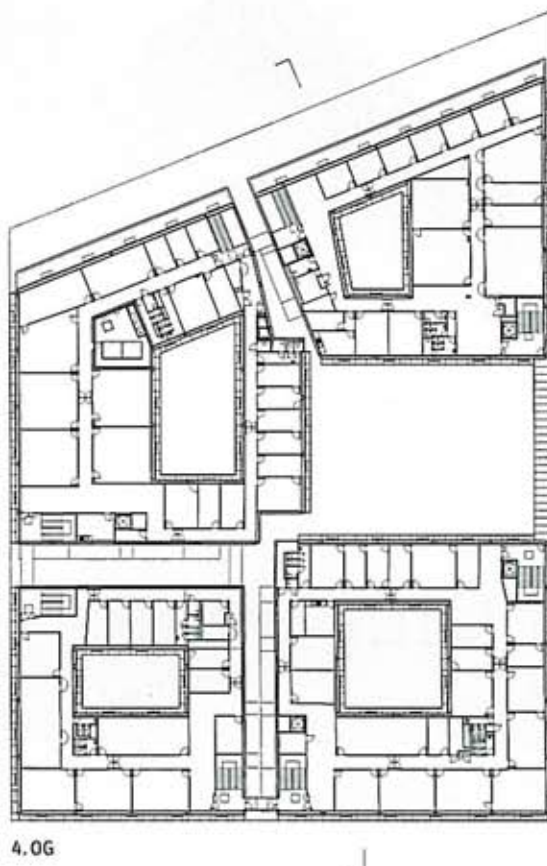
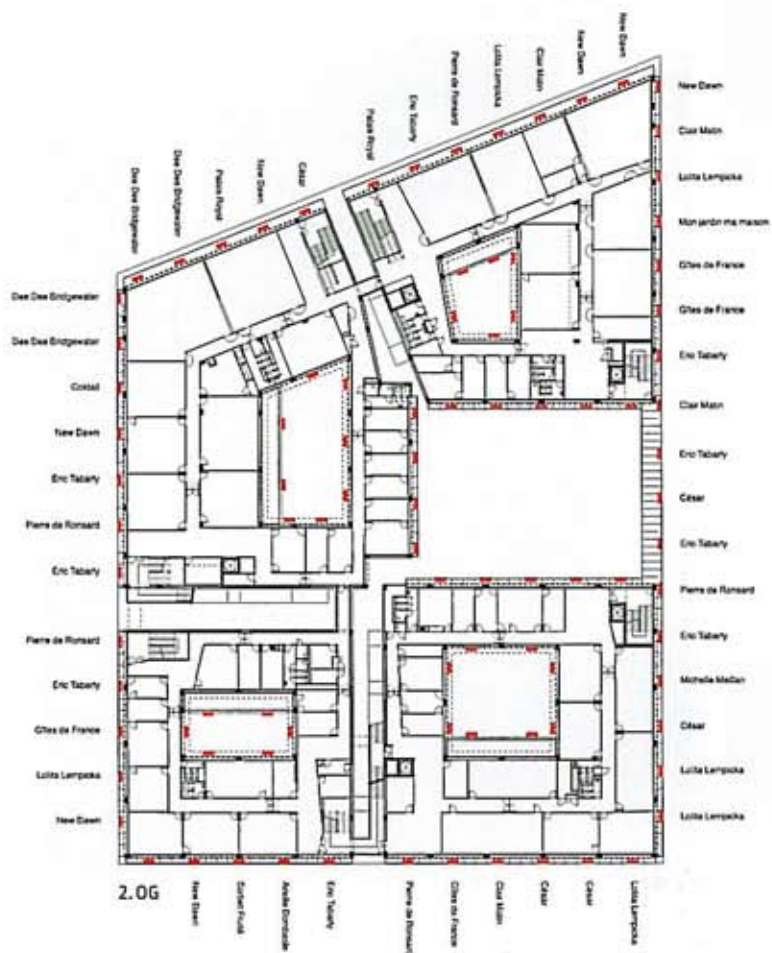
600 verschiedene Rosenstöcke sind in Trögen auf den durchlaufenden Balkonen der Außenfassaden und der Innenhöfe verteilt. Die Anordnung berücksichtigt die unterschiedliche Blütezeit der Rosen, die vom Frühjahr bis zum Herbst gestaffelt ist.

Grundrisse EG, 1., 2., 4. OG und Schnitt im Maßstab 1:1000; Plan 2. OG mit Angaben zur Bepflanzung

tektur nicht zum Verschwinden bringen, wie man das etwa aus den Gebäuden von Duncan Lewis kennt, sondern sie nur vertikal akzentuieren. Ihre Wirkung auf das Gebäude ist deswegen nicht weniger komplex. Zum einen gibt der vertikale Rosengarten dem trockenen Image der Verwaltungswissenschaften einen kräftigen ikonographischen Adrenalinschub. Andererseits konterkariert der optische und olfaktorische Exzess dieses negativen Spezialeffektes, der im Gebäudebudget mit 3% zu Buche schlägt, auch die sonstige Zurückhaltung der Architektur. Diese Strategie der ästhetischen Akupunktur haben Lacaton & Vassal bereits in einigen Projekten mit Erfolg angewandt: eine grundsätzliche „generische“, anonyme Struktur wird durch ein deplatziertes Element „aufgemischt“. Bei ihrem Haus in Cap Ferret sind es die Bäume, die einfach durch den Wohnraum wachsen, weil die Architekten sie nicht abholzen wollten; im Café des Architekturzentrums Wien war es der künstliche blaue Himmel aus türkischen Keramikfliesen, der das straffe K.u.K.-Ambiente des ehemaligen Marstalls im Museumsquartier auflockern sollte. Dieselbe Tendenz findet sich bei ihren ungebauten Projekten fast noch prononcierter. In ihrem Entwurf für die Londoner Architecture Foundation platzierten sie eine monumentale weibliche Figur in sitzender Haltung dergestalt in das Gebäudevolumen, dass sie dieses von unten bis oben ausfüllt und selber von den Geschossscheiben in ver-

schiedene Segmente geteilt wird. Und bei ihrem Projekt für ein Luxushotel vervielfältigten sie die Lobby auf allen Geschossen darüber (anstelle eines Atriums) und platzierten dort deutlich sichtbar Sonderfunktionen wie Squash-Court, Swimmingpool, Herbarium, TV-Lounges etc.

Indem sie diese Verfremdungsstrategie in Bordeaux aber nicht all-over, sondern selektiv anwenden, vermeiden die Architekten alles Plakative und lassen den Benutzern die Chance, diese Besonderheit zu goutieren, ohne von ihr erdrückt zu werden. Doch hat diese Effektkonomie auch eine schwer zu schützende Achillesverse: sie steht und fällt mit der gestalterischen Kontrolle der Architekten über die „normalen“ Bereiche des Gebäudes, weil der von ihnen gewünschte Verfremdungseffekt eine bestimmte Balance zwischen Standard und Ausnahme benötigt, um sich zu entfalten. Genau diese Balance ist in Bordeaux leider empfindlich gestört durch die plumpe Möblierung, die der Bauherr gegen den Willen der Architekten vorgenommen hat. Lacaton & Vassal hatten wohlgermerkt eine eigene Möblierungskonzeption vorgeschlagen. Die war nicht nur schlichter und eleganter als die Monströsitäten aus der Verwaltungsetage, die schließlich zum Einsatz kamen, sondern auch kostengünstiger. Eine grundlegende Erkenntnis steht der Verwaltungswissenschaft scheinbar noch bevor: Schönheit rentiert sich.



- 1 Eingang
- 2 Restaurant
- 3 Einfahrt Tiefgarage
- 4 Anlieferung
- 5 Aufgänge zu den 4 Fachbereichen
- 6 Bibliothek

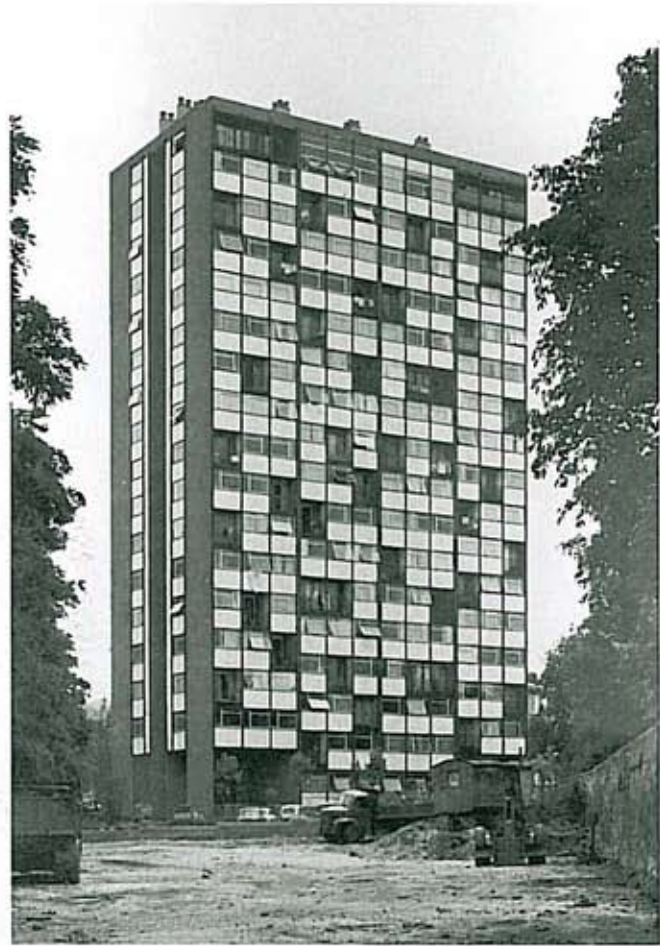
Sechziger Jahre weiterdenken

Die Studie PLUS und der Umbau des Tour Lopez in Paris
Kritik: Doris Kleilein



Der Zwillingsturm von Raymond Lopez und Eugène Beaudouin im Berliner Hansaviertel ist mit sechs Wohnungen pro Geschoss schmaler als sein Bruder in Paris.

Foto: Franziska Schmidt, Berlin



Wie Deutschland hat auch Frankreich ein Programm zum Teilabriss der Großwohnungssiedlungen der sechziger und siebziger Jahre, und das bereits seit 1990, angestoßen noch von François Mitterrand. Im Juni dieses Jahres hat die „Agence Nationale de Rénovation Urbaine“ weitere 6 Milliarden Euro für die Aufwertung der Grands Ensembles zu Verfügung gestellt, dazu gehört auch der Abriss von 250.000 als „nicht mehr bewohnbar“ eingestuft Wohnungen. Während das deutsche „Stadtumbau“-Programm zumindest oberflächlich mit dem Problem der Schrumpfung argumentiert, geht es in Frankreich ganz offen um Stadtkosmetik.

Die Studie „PLUS – les grands ensembles de logement“, die Anne Lacaton, Jean-Philippe Vassal und Frédéric Druot im Auftrag des Kulturministeriums erarbeitet haben, wendet sich vehement gegen die Abrissvorhaben. „Alles ist besser als die Tabula rasa“ könnte man ihre Thesen zusammenfassen, ein Plädoyer gegen den voreiligen Ersatz der Großwohnungsbauten durch Town Houses oder Blockrandbebauung. Nicht dass die Studie die städtebaulichen Fehler und den Zustand der Großsiedlungen kleinredet; vielmehr fordert sie den respektvollen Umgang mit den Bewohnern, die Konzentration auf die Verbesserung der einzelnen Wohnung (und nicht des Städtebaus) und den ökologischen Umgang mit Ressourcen. Die Grands Ensembles, so die Architekten, brächten das Potential



Der Tour Bois-le-Prêtre in Paris im Jahr 1961, nach der haustechnischen Sanierung 1990 und nach dem geplanten Umbau 2008.

Fotos: Pavillon d'Arsenal, Paris; Perspektive: Architekten

für die Aufwertung bereits mit: den freien Blick, das Grün, die Offenheit, die geringe Dichte, die Verfügbarkeit von Grund und Boden; Qualitäten, die es wiederzuentdecken und weiterzuentwickeln gilt. Die Studie liest sich wie die pragmatische Antwort auf Rem Koolhaas' These, dass das Projekt der Moderne nie zu Ende geführt worden sei.

Gegen den Abriss sprechen vor allem drei Gründe: die Wohnungsnot, die Kosten und die verpassten Möglichkeiten. In Frankreich stehen eine Million Menschen auf den Wartelisten für eine Sozialwohnung, allein 300.000 im Großraum Paris. Das Umbauprogramm stellt 15.000 Euro für den Abriss einer Wohnung, 152.000 Euro für den Neubau zur Verfügung; zusammen sind das 167.000 Euro, eine Summe, mit der man nicht nur eine, sondern wenigstens zwei Wohnungen aufwerten kann. Man könnte, so die Architekten, die ungeliebten Siedlungen mit wenigen Maßnahmen so umbauen, dass größere Wohnungen, neue Typologien und Serviceeinrichtungen in den zeittypisch überdimensionierten Erschließungszonen entstehen. Ein Freiraum tut sich auf. „Die Wohnung von heute ist nichts als die endlose Adaption des Bürgerlichen, angepasst an sozioökonomische Normen“, schrieb Jacques Hondelatte, Lehrer und früherer Partner von Lacaton & Vassal, im Jahr 1985. Gegen diese Art von Wohnung, in der ein Schlafzimmer ein Schlafzimmer ist und das Bad nur der Reinigung

dient, argumentieren die Architekten. Die Grands Ensembles als Experimentierfeld für neue Wohnformen, als „Territoire d'exception“.

Derzeit haben Lacaton & Vassal die Gelegenheit, die Studie aus dem Jahr 2004 erstmals in der Praxis zu testen. Ende 2005 gewannen sie den eingeladenen Wettbewerb zum Umbau des Tour Bois-le-Prêtre, eines 17-geschossigen Wohnturms im Pariser Quartier Porte Pouchet. Das Hochhaus mit seiner dünnen Vorhangsfassade, 1958–61 als Teil eines Ensembles von Raymond Lopez erbaut, war ein Vorzeigebau der Moderne. Sein zwei Jahre älterer „Zwillingsbruder“ ist es noch heute, steht er doch im gepflegten Berliner Hansaviertel an der Bärnigallee 11 und nicht an der achtspurigen Périphérique. Überhaupt ist es dem Pariser Turm weniger gut ergangen: In den Achtzigern wurden die Stahl- durch PVC-Fensterrahmen ersetzt, die 16-cm-Fassade von Lopez verschwand hinter einer ebenso dicken Außendämmung, obenauf packten die Ingenieure Eternit-Platten in Rot-Gelb-Tönen. Es scheint, als ob das Hochhaus stellvertretend für alle Fehler der Moderne bestraft wurde.

Die Umbaustrategie ist simpel: Lacaton & Vassal ersetzen das Fassadensandwich durch ein gestaffeltes System von Verglasung und Verschattung. Gläserne Schiebetüren bilden den Raumabschluss in der Ebene der alten Fassade, innen liegende

Architekten
Umbau Tour Bois le Prêtre
Frédéric Druot, Anne Lacaton &
Jean Philippe Vassal, Paris

Mitarbeiter
Miho Nagashima, Florian
de Pous, Mario Bonilla, David
Pradel

Bauherr
OPAC, Paris

Verfasser Studie PLUS
Frédéric Druot, Anne Lacaton &
Jean Philippe Vassal, Paris

Mitarbeiter
Cécile Graindorge, Alexandre
de Mercey, David Pradel

Vor und nach dem Umbau: La-
caton, Vassal und Druot neh-
men in ihrer Studie PLUS den
Blick des Bewohners ein. Sie
schlagen vor, die alten Fassa-
den abzubauen und die Wohn-
fläche durch großzügige „Au-
ßenwohnräume“ deutlich zu
vergrößern.

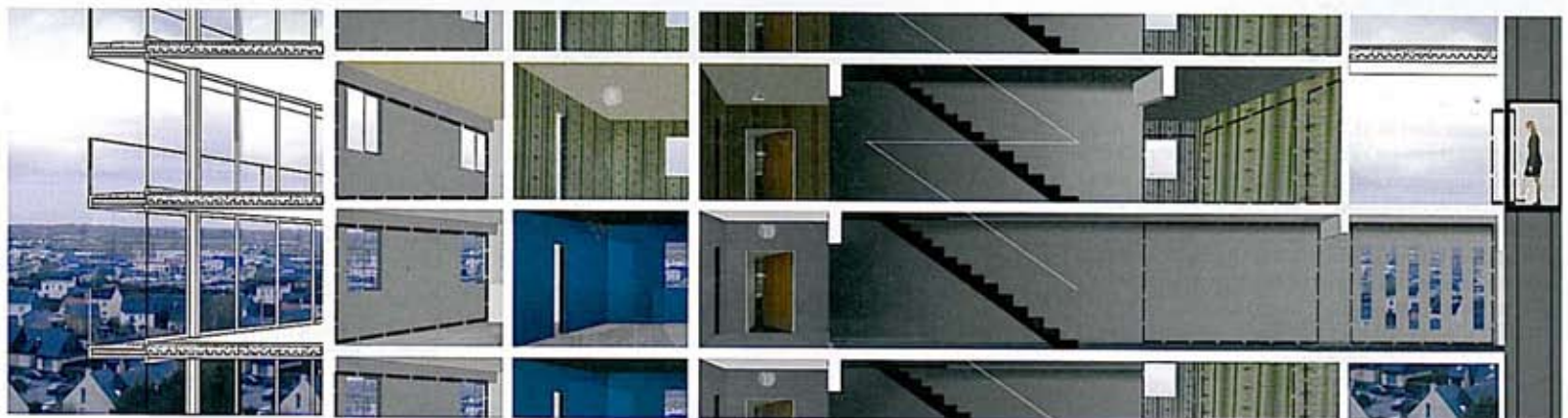
Perspektiven: Architekten.
Die Studie erscheint dem-
nächst in englischer Sprache
bei Editorial Gustavo Gili,
Barcelona



thermische Vorhänge (eine Schicht Alufolie, 1,5 cm Schafwolle, eine Schicht Stoff) halten die Wärme in der Nacht. Vor der Glasfassade liegt der zwei Meter breite Wintergarten, davor der Balkon. Balkon und Wintergarten sind durch bewegliche Sonnenschutzpaneele voneinander getrennt. Jede der etwa 100 Wohnungen wird so um mehr als drei Meter auf der gesamten Breite erweitert: Zum Beispiel bekommt die Zweiraumwohnung zu ihren 44 m² Wohnfläche noch 26 m² Außenwohnraum dazu. Das Balkonregal ist Massenware, ein im Handel erhältliches Modulsystem, das in drei Monaten aufgebaut werden kann. Wie bei einem Baugerüst werden bis zu sieben Wohnungen am Tag zunächst von außen bestückt, dann wird die alte Fassade abgenommen. Aus Sozialwohnungen sollen fließende Wohnräume ähnlich den „Case Study Houses“ werden, so suggerieren es die Perspektiven, nur dass die Bewohner des Tour

Bois-le-Prêtre nicht auf Los Angeles, sondern auf die Stadtautobahn blicken. Es ist die Großzügigkeit der Addition, gepaart mit der radikal anti-repräsentativen Haltung der Architekten, die dieses Versprechen einlösen könnte: Während man bei vielen Transformationen von Plattenbauten, wie etwa bei Stefan Fosters Umbauten in Leinefelde, die Nachbarn Geranienkästen anbringen hört, verspürt man hier das Bedürfnis, sich mit Schlafsack und einem Buch von Houellebecq auf den Balkon im 13. Stock zu legen und es Nacht über Paris, Clichy und Saint-Quen werden zu lassen.

Die Bewohner, von denen einige seit 1959 im Tour Lopez leben, sind Mitplanende. In Workshops haben sie gemeinsam mit den Architekten die 96 Wohnungen des Bestands vergrößert, verkleinert und neu belegt: Die Hälfte der Mieter bleibt in der alten Wohnung, ein Viertel zieht innerhalb des Hauses

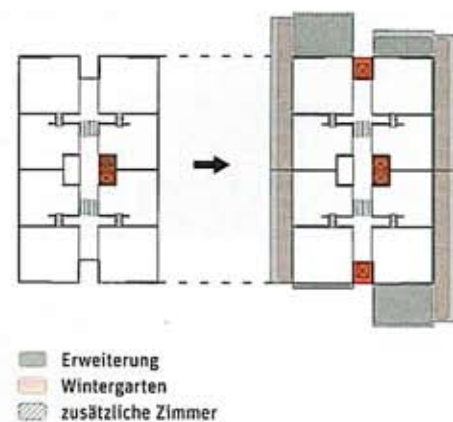




Der Tour Lopez steht im 17. Pariser Arrondissement zwischen der Périphérique und dem Cimetière des Batignolles. Zwei neue Aufzüge an den Gebäudeenden ergänzen den bestehenden in der Mitte. Im Juli wird ein Prototyp der

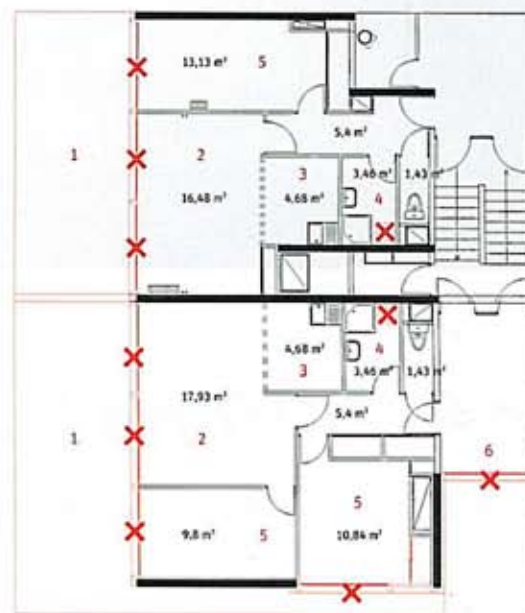
neuen Fassade vor Ort aufgebaut, Ende des Jahres ist Baubeginn. Baukosten: 9 Millionen Euro für 100 Wohnungen.

Grundrisse rechts im Maßstab 1:200, Schemadarstellung 1:1000

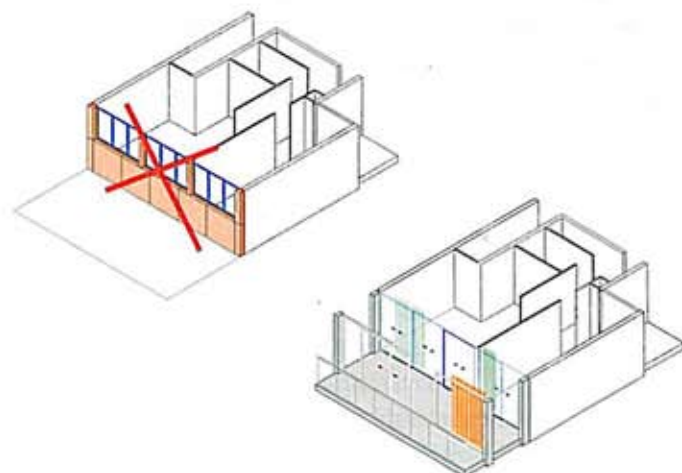


um. Der teilweise Leerstand erlaubt unkonventionelle Lösungen: Der spektakulärste Fall ist der einer 15-köpfigen Familie, die bislang sehr beengt lebte und nach der Renovierung in mehrere, über das Haus verteilte Appartements ziehen wird. Es sind naheliegende, bescheidene Maßnahmen, die verhandelt wurden, vom Öffnen der Funktionsküchen bis zum Einbau zusätzlicher Aufzüge. Für den Erfolg des Projektes entscheidend wird die folgende sein: Die Eingangshalle im Erdgeschoss wird verglast, im Blickfeld der Concierge entstehen vier neue Räume für Kindergarten, Mieterversammlungen, Sprachkurse und Nachhilfe. Außen wird das Bodenniveau um einen Meter angehoben, so dass die Bewohner ebenerdig in die Halle gelangen anstatt wie zuvor über eine Treppe. Er könne nun wieder Leute einladen, sagte ein Bewohner, das habe er 12 Jahre lang nicht mehr gemacht, da er sich geschämt habe für das „aus Sicherheitsgründen“ mit Stahlplatten verrammelte Erdgeschoss.

Wird sich der Tour Bois-le-Prêtre als Vorbild für Wohnhäuser in problematischeren Lagen eignen, etwa weit draußen in der Banlieue? Deutsche Wohnungsbaugesellschaften zumindest können auch mit noch so großen, gut geschnittenen und billigen Wohnungen kaum jemanden in Plattenbauviertel am Stadtrand locken. Die Pariser Mittelschicht hingegen wird wohl angesichts extrem hoher Mietpreise irgendwann auf die Reserven der Grands Ensembles zurückgreifen müssen. Die Architekten hoffen, dass ihre Strategie eben jene Mittelschicht anlockt, die als Garant für soziale Mischung und die damit einhergehende Imageverbesserung gilt. Im Fall des Tour Bois-le-Prêtre steht zu befürchten, dass er mit seinen großen, auch nach der Sanierung noch günstigen Wohnungen innerhalb der Stadtgrenzen so attraktiv werden könnte, dass die am wenigsten finanzkräftigen Bewohner doch auf die andere Seite der Périphérique verdrängt werden.



- 1 Erweiterung um Balkon und Wintergarten
- 2 Wohnzimmer
- 3 Küche
- 4 Bad
- 5 Zimmer
- 6 Verglasung der Treppenhausewand





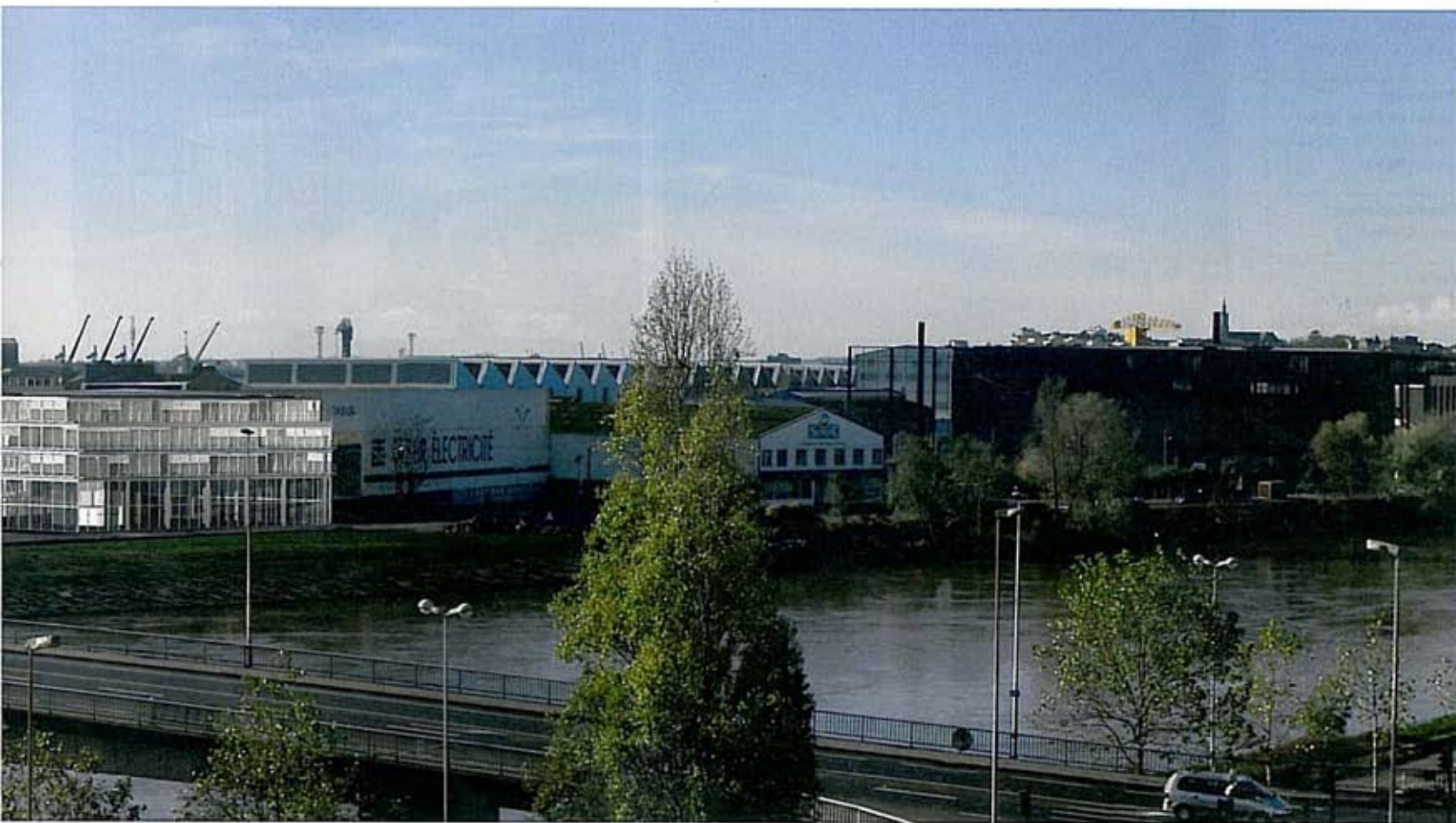
Offene Plattform

Projekt der Architekturfakultät ENSA in Nantes: Lacaton & Vassal
 Kritik: Kaye Geipel



Wut auf die Exzesse der städtebaulichen Moderne war einer der Agitationspunkte des Mai 1968. In Paris boten der Abriss der Hallen oder die heruntergekommenen Häuser im Marais Anlass für Protest. Die Argumente für den Widerstand lieferten Henri Lefebvre und Herbert Marcuse: die technische Ordnung des städtischen Raums sei repressiv. Doch während man sich in der Ablehnung des technischen Städtebaus einig war, in Bezug auf neue Leitmotive der Architektur war man es weniger. Der Philosoph Claude Soucy kanzelte 1969 in einer gemeinsamen Streitschrift von Planern und Architekten in der Zeitschrift *Esprit* einige der Ideen so ab: „Weder der Abklatsch der Vergangenheit noch futuristische Skulpturbauten, weder Mehrzweckhallen noch flexible Strukturen, die veränderbar, polyvalent sind, bieten echte Alternativen. In ihnen offenbart sich einzig und allein das Unvermögen der städtischen Gesellschaft, zu erkennen, was sie will, was sie ist.“

Nach 1968 löste sich die französische Architekturausbildung aus dem hierarchischen Beaux-Arts-System, wandte sich politischen und sozialen Themen zu und zog – sichtbares Zeichen des Neuanfangs – in Neubauten an den Rand der Städte. Dass die UPA's, die „Unités Pédagogiques d'Architecture“, wie die Architekturfakultäten dann hießen, dafür teils wunderschöne Bauten im Stadtzentrum aufgeben mussten – in Paris etwa das Grand Palais – war die ungeliebte Kehrseite.



Auch in Nantes, an der französischen Westküste, vollzog sich so ein Umzug raus aus der Stadt: 1975 bezog man einen Neubau im Norden der Stadt, in der Nähe des großen Campus der anderen Fakultäten. Dreißig Jahre später schlägt das Pendel nun wieder zurück in die Stadt. Interner Anlass für einen Neubau ist die gewachsene Studentenzahl, von damals 400 auf 900 heute. Der entscheidende Grund liegt aber darin, dass die neue École Nationale d'Architecture – so werden jetzt alle Architekturfakultäten im Land genannt – zur Reaktivierung der groß angelegten Stadtentwicklung des ehemaligen Industriegebiets auf der „Île de Nantes“ (Heft 39.2000) in unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums beitragen soll. Im März 2003 wurde der Wettbewerb für den Neubau entschieden, den ersten Preis erhielten Lacaton & Vassal. Ihr Projekt, das eine povere Industriebaukonstruktion auf der Basis einer Stahlbetonstruktur mit dem Reiz eines überaus großzügigen Angebots an zusätzlichem Raum verknüpft, lässt sich auch als Teil einer neuen Auseinandersetzung mit der Idee veränderbarer Strukturen lesen, hinter die Claude Soucy einst sein Fragezeichen gesetzt hat.

Die Architekturfakultät besteht aus drei übereinandergestapelten Betonplattformen, in 9, 16 und 22 Meter Höhe, in die die Räume als stählerne Ausbauten geschoben werden. Dieses Prinzip ermöglicht die eindrucksvolle Ausdehnung der geforderten Flächen des Bauprogramms „zum selben Preis“: Zu den

12500 m² kommen 5500 m² „Extraspace“ in den Zwischenräumen hinzu, außerdem 8000 m² an nutzbarer Terrassenfläche. Damit wird hier die herkömmliche Aufteilung von Roh- und Ausbau neu gesehen. Während der Rohbau „den verfügbaren Platz des Programms vervielfältigt“ und den Studenten zusätzlichen Raum zum Experimentieren bereithält, dient der Ausbau mit stählernen Boxen dem normalen Flächenbedarf der Uni. Um solch ein spartanisches, aber auch großzügiges Konzept zu vermitteln, bedienten sich die Architekten beim Wettbewerb einer Metapher: Die neue Schule sei wie eine Parkgarage gebaut: erschlossen werde sie ruckzuck über eine gleichermaßen begehbare und befahrbare Rampe, und auf den Geschossen würden die Räume einfach abgestellt, so wie man ein Auto parkt.

Im Herbst letzten Jahres wurde mit dem Rohbau begonnen. Wie im Entwurf vorgesehen, wird eine imposante Rampe alle Ebenen bedienen. Die Belastbarkeit der Plattformen mit 1000 kg/m² und die viel höheren Deckenabstände zeigen aber eher die Prinzipien eines Industriebaus als einer Garage. Eine Reihe von zusätzlichen Funktionen sind in dem Bau fest eingeplant: Das Restaurant und das Café im Erdgeschoss werden öffentlich sein, der Vortragssaal wird auch als Kino für das Quartier dienen, der große offene Raum im ersten Obergeschoss kann als Veranstaltungssaal genutzt werden, und die so-

Die Architekturfakultät, mit deren Bau vor kurzem begonnen wurde, liegt am Nordrand der Île de Nantes. Über eine Brücke erreicht man das Stadtzentrum auf der anderen Seite der Loire. Jean Nouvel's Palais de Justice (Heft 39.2000) befindet sich nur wenige hundert Meter vom Bauplatz entfernt.

Lageplan im Maßstab 1:5000
Abbildung: Lacaton & Vassal,
Paris

Architekten
Lacaton & Vassal, Paris

Mitarbeiter
Florian de Pous, Jullien
Callot, Lisa Schmidt-Colinet,
Isidora Meier

Tragwerksplanung
Setec Bâtiment

Bauherr
Ministère de la Culture,
Paris; DRAC des Pays de la
Loire



Eine Rampe führt an allen Geschossen vorbei zur Dachterrasse. Die Fassaden bestehen zum einen aus einer bis zu 9 Meter hohen Industriefassade, zum anderen aus den Fertigteillementen der stählernen Einbauten der Mezzanine. Der Grundriss zeigt die Aufteilung zwischen den im Programm geforderten Flächen und dem zusätzlichen Raumangebot.



Grundrisse und Schnitte im
Maßstab 1:1500



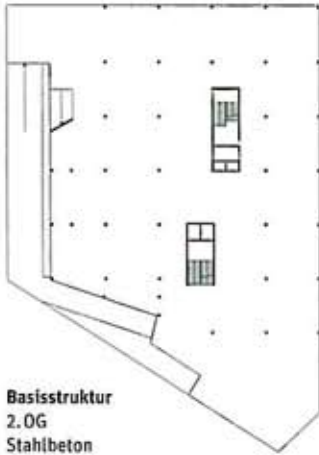
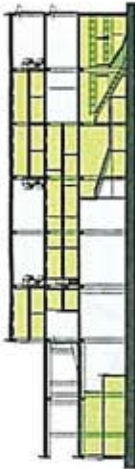
gar mit einem Lastwagen befahrbare Dachterrasse eignet sich für alle möglichen Events. Die Professoren halten sich derzeit noch bedeckt, wenn es um die Frage nach der Bespielung der zusätzlichen Räume geht: „Wir haben gerade erst eine große Reform hinter uns“, sagt etwa François Andrieux mit ironischem Verweis auf den Bologna-Prozess.

Zirkus auf dem Dach?

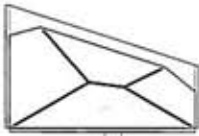
Eine der suggestiven Bildsimulationen zusätzlicher Nutzungen von Lacaton & Vassal zeigt, dass auf der Dachterrasse selbst ein Zirkus gastieren könnte. Die Idee ist verführerisch. Sie macht aber eben auch eine Schwäche des Konzepts deutlich. Es ist die Frage, ob der dominanten Primärstruktur eine zu große Bedeutung zugestanden wird; und es ist die Vermutung, dass die Plattformen in der Praxis eher schwerfällig zu nutzen sein werden, wo ihr Versprechen doch gerade in der zügigen Austauschbarkeit von Einbauten und der Leichtigkeit der Veränderung des Raumkonzepts besteht. Jean Philippe Vassal zitiert Frei Ottos Berliner Mehrfamilienhaus in der Corneliusstraße am Landwehrkanal als Vorbild, das ja aus zwei großen Betonplattformen besteht, die in den achtziger Jahren von unterschiedlichen Bauherren individuell bebaut wurden. Doch gerade dieses deutlich kleinere Beispiel führte seinerzeit zu tumultreichen Abstimmungen im Kampf um offene Struktur

und flexiblen Ausbau. Dabei ging es nicht bloß um Wärmebrücken und bauphysikalisch problematische Anschlüsse. Die prinzipielle Frage war, ob die Flexibilität derart massive Basisplattformen benötigt und ob nicht ein System von Schotterwänden genügt hätte.

Nantes ist nicht Berlin und ein öffentlicher Bau kein Wohnbau. Nach den Vorgaben des städtebaulichen Masterplans von Paul Chemetov wird zurzeit rund um die künftige Fakultät ein Stadtquartier gebaut. Gerade in einem gewissen Konflikt zu Chemetovs Plan könnte dem Bau von Lacaton & Vassal die Chance einer unverwechselbaren Identität zukommen. Während Chemetov ein eher traditionelles Viertel mit Straßen und kleinen Durchwegungen vorsieht, steht die Architekturschule mit ihren äußeren Industriefassaden, die sich breitbeinig wie Hallentore auf die Umgebung öffnen können, für eine Haltung, die auf die ursprüngliche Qualität des Hafenambientes reagiert und dafür auch eine neue Form der „Produktion“ anbietet. Die Schule will also nicht nur schulfremde Funktionen in sich aufnehmen, sondern umgekehrt auch innere Funktionen außen sichtbar machen. Schon jetzt wirkt der Rohbau wie ein störrisches, teilweise auch deshalb skeptisch erwartetes Objekt, weil es künftig ein nicht zu kontrollierendes Eigenleben entwickeln könnte. Keine schlechte Voraussetzung für die Eröffnung im September 2008.



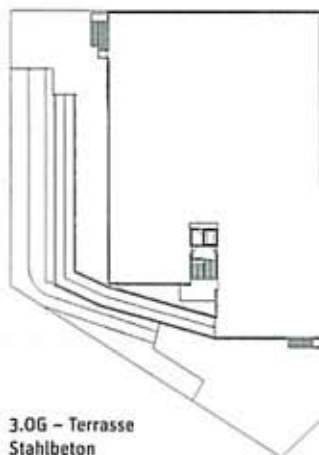
Basisstruktur
2. OG
Stahlbeton



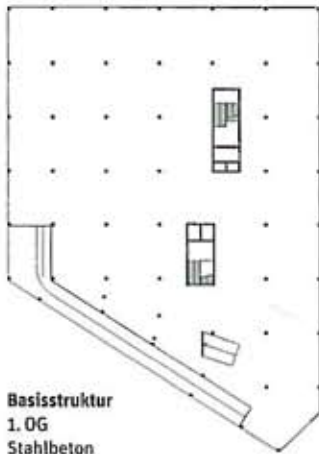
2. OG



2. OG – Mezzanine
aus Stahl



3. OG – Terrasse
Stahlbeton



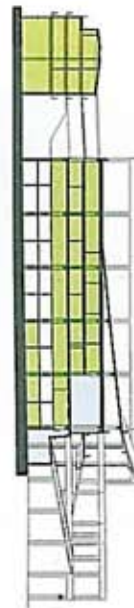
Basisstruktur
1. OG
Stahlbeton



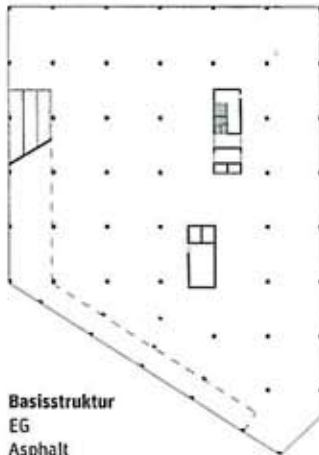
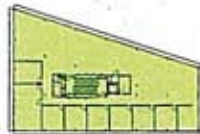
1. OG mit Einbauten



1. OG – Mezzanine
Stahlkonstruktion



- Zusätzlicher „Free Space“
- Funktionen
- Luft Raum
- Außenraum



Basisstruktur
EG
Asphalt



EG mit Café,
Hörsaal und Atelier



EG – Mezzanine 1
mit Parken



EG – Mezzanine 2
Stahlkonstruktion



Ein Haus, drei Häuser

Wochenendhaus in Tréfléz, Bretagne: Lacaton & Vassal

Text: Kaye Geipel Fotos: Philippe Ruault

Das Grundstück liegt zurückgesetzt im Wald. Es ist Teil einer im 18. Jahrhundert aufgeschütteten Landschaft. Der Situationsplan zeigt rechts den geöffneten Zustand der Häuser; die zur Seite geschobenen Fassaden werden zum verbindenden Element.

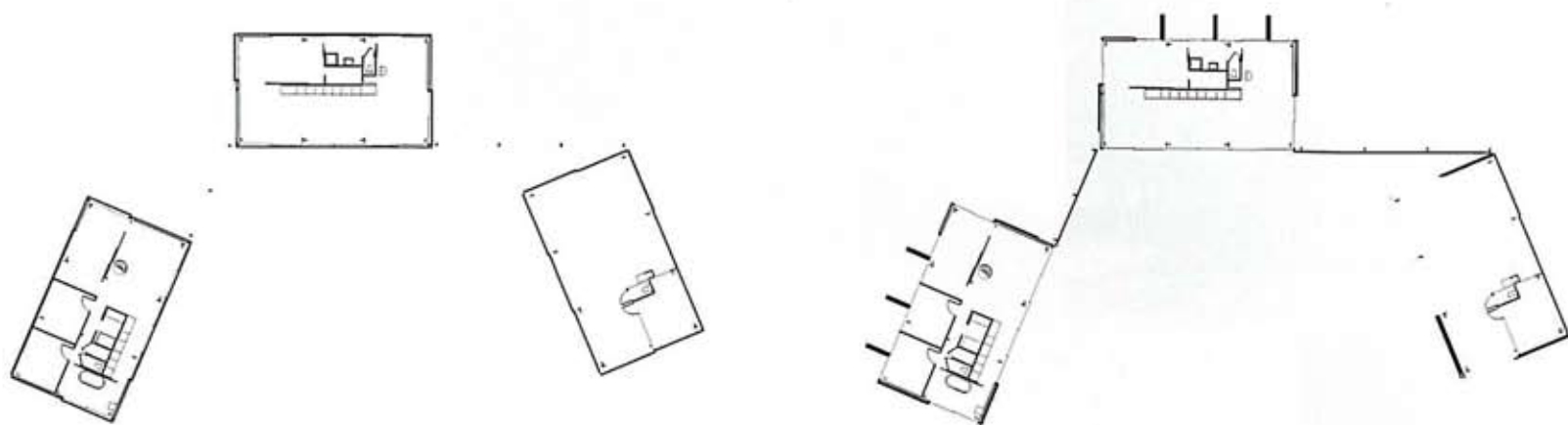
Plan im Maßstab 1:500

Das Haus hat drei Einheiten. Es funktioniert wie ein Chamäleon. Wenn die Bewohner am Wochenende eingetroffen sind, ziehen sie die großen, beweglichen Fassaden zur Seite. Diese Wände schließen dann die Lücken zwischen den Häusern und formen eine Art Dreiseithof, der sich windgeschützt um den großen Sandplatz im Süden öffnet. Wenn das Wochenende vorbei ist, werden die Fassadentore zurückgeschoben, und die drei Gebäude nehmen wieder die separate Erscheinung frei stehender Einheiten ein.

Ursprünglich wollten sich die Bauherren, ein älteres Ehepaar, ein geräumiges Haus als Zweitwohnsitz bauen lassen. Da die Familie mit Kindern und Kindeskindern sehr groß ist, sollten bei Bedarf auch einmal 20 Personen ein gemeinsames Wochenende verbringen können. Als Bauplatz stand ein ausgedehntes Grundstück in Meernähe zur Verfügung, Teil einer vor 200 Jahren dem Meer abgerungenen Landschaft. Der Boden besteht durchweg aus Sand, es gibt viele Kiefern, und zur See hin, nach Norden, eine Zypressenhecke als Windschutz. Eine Aufteilung in drei gleiche Einheiten, die wahlweise allein oder zusammen genutzt werden können, schien den Architekten sinnvoller als ein größeres Einzelhaus. Die Vorteile einer „variablen Geometrie“ lägen unter anderem darin, dass man bei einer Benutzung im Winter nur die jeweils benötigten Räume beheizen müsse. Die Bauherren akzeptierten die Idee der drei Ein-

zelbauten auch deshalb, weil sie für jede Einheit eine möglichst große Nähe zur Natur erlaubt. In der Mitte der Anlage liegt jetzt das Haupthaus der Bauherren. Es hat einen großen Salon, Küche, Schlafzimmer und ein kleineres Zimmer, um auch mal ein Enkelkind unterzubringen. Die nach Westen orientierte Einheit dient als Schlafhaus für weitere Besucher. Es hat drei einzelne Zimmer und im Dach eine Galerie, die wie in einer Berghütte als gemeinsamer Schlafsaal genutzt werden kann. Eine kleine Küche erlaubt eine unabhängige Versorgung. Das dritte Haus gleicht einem Hangar und besteht aus einer überdachten Konstruktion, unter der sich der sandige Boden von draußen fortsetzt. Ein abgesetzter Bereich hat einen Betonboden und dient als Stauraum. Dieses dritte Gebäude entspricht unmittelbar der Strategie der Architekten, Räume zu entwerfen, die sich je nach Klima ausdehnen und sich erweitern lassen. Der überdachte Sandplatz kann zum Beispiel als Essbereich für die Großfamilie genutzt werden; er ist ein geschütztes Stück Raum für die Sommernutzung, wenn die Kinder im Freien übernachten wollen.

Die Stützen bestehen aus I-Profilen aus Stahl, Dach und Wände sind mit gewelltem Eternit verkleidet, die Schiebetore sind aus Aluminium, und alle drei Häuser haben genau die gleiche Kubatur bei annähernd 100 Quadratmeter Grundfläche.





Die dritte Hauseinheit im Osten dient dem Wunsch der Familie, möglichst viel Zeit im Freien zu verbringen; eine mit Polycarbonat verkleidete Stahlkonstruktion überdacht einen Sandplatz. Im Hintergrund sieht man die zur Seite geschobenen Fassaden.

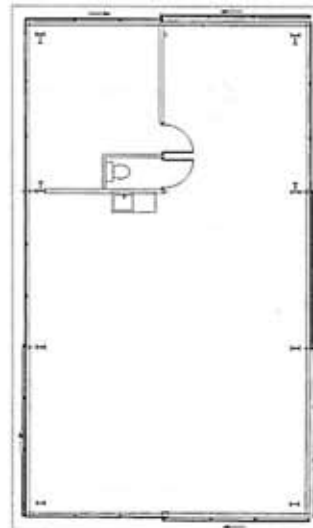
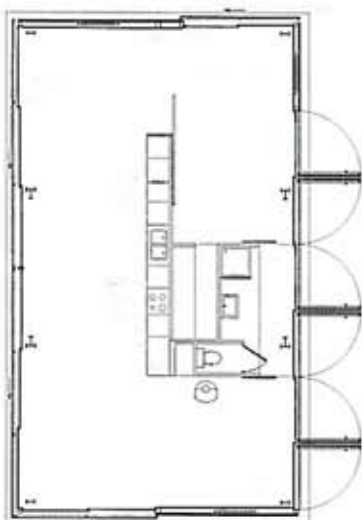
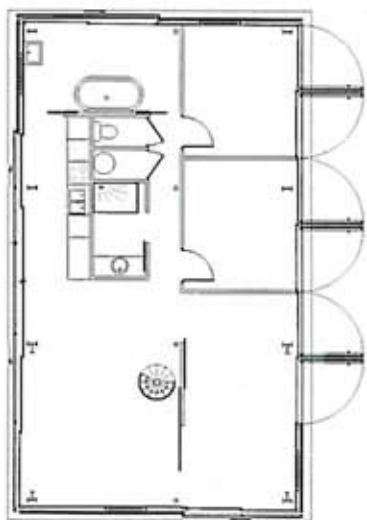


Architekten
Lacaton & Vassal, Paris

Mitarbeiter
David Ducheln, Mathieu
Laporte, Sylvain Menaud,
Rafaël Falcon

Bauleitung
Gilbert Petibon

Tragwerksplanung
CESMA, M. Stanik



Das Haupthaus in der Mitte
hat einen Kamin; zusätzlich
ist eine Elektroheizung einge-
baut, die sich ferngesteuert
bedienen lässt.

Grundrisse und Schnitte im
Maßstab 1:200

